



An der Kunst ist auch heute kaum zu verdienen

Von Regina Langhans



Rollentausch: Virginia zeigt Sterneck, wie er sie erobern soll.

Illertissen Als die Römer um 700 vor Christus mit dem Raub der Sabinerinnen ihr Frauendefizit auszugleichen versuchten, war das gewiss keine lustige Angelegenheit - im Gegensatz zu dem nach der Geschichte benannten Lustspiel. Die Brüder Franz und Paul Schönthan haben darin zum Bühnenstoff erhoben, was sich sonst neben und hinter den Kulissen abspielt. Die Schwabenbühne feierte mit der schwäbischen Inszenierung (Josef Charvat/Jürgen Ullrich) von „Der Raub der Sabinerinnen“ in der Schranne nun eine viel beklatschte Premiere.

Mit Selbstironie und voller Leidenschaft für die Bühne, wie sie Theaterdirektor Emanuel Striese (Alexander Ruth) verkörpert, werden in der Komödie Höhen und Tiefen eines Schauspielerdaseins dargestellt. Dabei bleibt für das Publikum lange ungewiss, inwieweit nach erfolgreicher Bewältigung der Vorarbeiten von der Aufführung der Römertragödie etwas zu sehen ist.

Direktor Striese jedenfalls hat das antike Stück für sein ärmliches Wandertheater fest eingeplant, inklusive des sprechenden Papageis aus dem Hause Gollwitz als Dekoration für den Bühnenwald: „Ik sehe de zwe Oleanderbähm schon als Pinienhähn“. Das freut den Autor, Professor Gollwitz (Josef Hutzler), nur einesteils, denn er kann die, ihm verwegen erscheinenden Pläne nur schlecht geheim halten. Ehefrau Friederike (Annemarie Schmidt) und die verheiratete Tochter, Marianne Neumeister (Petra Dürr), kehren verfrüht von ihrer „Badereise“ aus Bad Wörishofen heim. Beinahe hätten die Damen auch beim Gespräch zwischen Dr. Neumeister (Benjamin Windirsch) und Jugendfreund Emil Groß alias Schauspieler Sterneck (Philip Müller) aus Leipzig davon erfahren, als der sagt, zur Probe zu wollen. „Welche Probe?“ - „Zur Anprobe, beim Schneider“.

Die Komödie lebt von Wortwitz, wobei Strieses Frau Luise (Gitte Dirr) mit Schwäbisch ebenso Aufmerksamkeit bekommt wie ihr sächselnder Mann. Als seine rechte Hand ist sie um keinen Ausweg verlegen. Während sie auf der im Stil des vorigen Jahrhunderts ausgestatteten Bühne im Schützenheim (einer der wenigen Einblicke des Publikums ins Römerstück) Sternecks Kostüm flickt, lässt sie ihre Kinder probenhalber Gewitterblitz und Theaterdonner einsetzen oder ergreift erzieherische Maßnahmen: „Liesele (Katharina Tiefenbach), erinnre mi, dass i hinterher dem Karle d' Hintra verschla.“ Schließlich Komödie pur, als sie, im wallenden Gewand der Virginia, dem begriffsstutzigen Sterneck vorspielt, wie er um Virginia zu werben hat.

Sodann Szenenwechsel zum Haus Gollwitz, wo Gollwitz und Striese die vermeintlich durchgefallene Aufführung beklagen. Denn der Papagei hatte an hochdramatischer Stelle „Küsschen Küsschen“ gerufen und Titus Tadius alias Striese waren im Kampf mit Sterneck Dolch und Schwert gebrochen. Darauf hatte ihm Striese mit dem Stiefel eins übergezogen, gerufen, dass der Stiefel vergiftet sei, und war von der Bühne geflohen. Kurz darauf kommt Luise Striese dazu, um den guten Ausgang zu melden, 35 Vorhänge habe es gegeben. Nach Strieses Abgang war sie vor die Bühne getreten, um den Leuten mitzuteilen, dass es sich um eine Parodie handele. „I hau alles erklärt, den Vogel, den vergifteta Stiefel, oifach alles.“ Da hätten sich die Leute geschämt, nicht gleich von Anfang an draufgekommen zu sein.

Schauspielerische Leistungen vermögen zu faszinieren

Die Inszenierung hatte aufmerksame Zuschauer erfordert, doch allein ihr Szenenapplaus zeigte, dass den Schauspielern die Faszination gelungen war. Sei es der, erst seit Sommer zur Truppe zählende Alexander Ruth alias Striese, der in ergreifender Weise die Leistungen einer Theaterschmiere verteidigt, oder Nesthäckchen Paula (Daniela Dirr), die geradezu verschwörerisch zu Vater Gollwitz hält. Das Stück spielt zwischen Leipzig, Neustadt, Wörishofen, und liegt mehrere Jahrzehnte zurück. Doch wenn der Regisseur den Damen des Hauses prall gefüllte, neuzeitliche Einkaufstüten in die Hände gibt, so mag das an die Zeitlosigkeit der dargestellten Anliegen erinnern: An der Kunst ist auch heute noch kaum zu verdienen.

23.01.2011 21:25 Uhr

Letzte Änderung: 24.01.11 - 08.10 Uhr